



5 Minuten bei Wildgans

von Erika Mitterer

Ich war zehn Jahre alt. Ich liebte Gedichte, jene, die in unserem Lesebuch standen. Andere kannte ich nicht. Am liebsten hatte ich Blondels Lied, die Ballade vom eingekerkerten Richard Löwenherz, den sein treuer Sänger in der ganzen Welt suchte, indem er vor den Verliesen der in Frage kommenden Burgen die Lieblingslieder seines Königs sang – bis ihm eines Tages, in Dürnstein, wirklich Antwort wurde auf seinen zuversichtlichen Refrain „Suche treu, so findest du“. Meine Altersgenossen mögen sich vielleicht noch der Anfangsstrophe erinnern:

Spähend nach dem Eisengitter
in des Mondes bleichem Schein
steht ein Minstrel mit der Zither
vor dem Schlosse Dürenstein.
Stimmt sein Spiel zu banger Weise
und beginnt sein Lied dazu –
denn ein Ahnen sagt ihm leise:
Suche treu, so findest du!

Die Ballade hatte viele Strophen, und ich fand sie noch schöner als die Volkshymne! Vor dem Einschlafen pflegte ich sie mir aufzusagen ...

Meine Mutter versuchte, mir weniger tönende, schlichtere Gedichte nahezubringen, wie etwa *Das Veilchen* von Goethe und *Der Frühling* von Mörike – aber ohne Erfolg! So kam niemand auf den Gedanken, mich aufbleiben zu lassen, als in unserer kleinen Sommerwohnung in Mondsee ein Gast, ein Freund der Eltern, nach dem Nachtmahl Gedichte vorlesen wollte. Die Musik der Verse, die durch die dünne Wand drang, hob mich aus dem Bett, zog mich zur Türe, wo ich wohl eine Stunde frierend stand, das Ohr am Holz, und zu verstehen versuchte, und mehr ahnte als verstand. *Das Lächeln* hieß ein Gedicht. Ich vermochte nicht, den Gedanken zu folgen, aber es war wie in einer spannenden Geschichte: Ich wurde mitten in ein Geschehen hineingestellt, in tiefe, gewöhnlich verborgene Zusammenhänge ...

Ich hörte später auch noch dem Gespräch zu, begriff, dass der „Onkel“ den Dichter seinen Freund nannte, dass dieser Dichter mit dem komischen Namen also noch lebte, dass man ihm eventuell selbst begegnen

könnte ... Das Leben war mit einem Schlag viel interessanter und aufregender geworden! – Ich konnte dann gar nicht begreifen, dass dieser selbe Mensch, der so tönend und bewegt gelesen und der einen Dichter zum Freund hatte, am nächsten Tage darauf bestand, ich möge ihm die Namen der Berge hersagen, welche den See umkränzen. Ich wollte sie mir nicht einprägen, insgeheim fand ich es albern, Bergen Namen zu geben, aber das wagte ich natürlich nicht zu sagen. Heimlich zog ich mich mit dem gelben Bändchen *Herbstfrühling* zurück und versuchte, darin zu lesen. Ich verstand noch weniger als beim Hören. Doch will mir nun scheinen, als habe sich mir die Grundhaltung des Dichters gegenüber dem Kranken, dem Leidenden und im landläufigen Sinne nicht „Vollwertigen“ damals für immer eingepägt; diese Haltung ehrfürchtigen Staunens, wie sie in diesen Versen zum Ausdruck kommt:

In meinem Leben weiß ich einen Kranken,
gelähmt an Gliedern, Willen und Gedanken,
nur seine Seele war dem Wunder heil,
der konnte lächeln, wenn der erste Schimmer
der Frühlingssonne in sein traurig Zimmer
sich leise schob, ein goldner, zarter Keil.

Der konnte lächeln über jede Blüte,
dass dieses Lächelns wundervolle Güte
dem toten Auge flüchtig Leben gab,
der konnte weinen über Kinderlieder
und tiefer atmen, wenn der Duft vom Flieder
ihn grüßen kam in seiner Kissen Grab.

Nein, „verstanden“ hab ich das damals nicht, ich war kein frühreifes Kind; aber wissen wir nicht, dass gerade die Eindrücke der ersten Jahre, also jene, die intellektuell noch gar nicht verarbeitet werden können, einen Menschen für immer prägen – und könnte es sich nicht auch mit künstlerischen Eindrücken ähnlich verhalten?

Als ich jetzt darüber nachdachte, fiel mir plötzlich eine Szene aus meinem Drama *Wähle die Welt* ein und erschien mir wie eine Paraphrase dessen, was ich als Kind dumpf aus Wildgans' Versen empfand ...



Sehr geliebtes Fräulein!
 Ich lebe in einer solchen Welt-überflutbarkeit,
 das es nur hier nicht einmal spürbar
 gibt! Trotzdem wartete mich Ihr schönes
 Gesichtsbild, für einen Augenblick mit Ihrer
 mir im Klaren hergeleiteten Freude als Ihr
 Antons
 Wildgans
 Schenkl, 21.7.30

Postkarte von
Anton Wildgans an
Erika Mitterer



Obwohl ich, während ich diese Stück schrieb, gewiss nicht an *Das Lächeln* gedacht habe. [...]

Zwei oder drei Jahre später konnte ich schon die meisten der Gedichte auswendig, die in dem kleinen Buch standen; und so versetzte es mich in freudige Aufregung, als eine alte Dame, bei der ich im Auftrag meiner Mutter etwas abgeben sollte, mich hereinbitten ließ und mich nun tatsächlich dem Dichter vorstellte, der sich etwas schwerfällig, und offensichtlich nicht erfreut über die Störung, vom Teetisch erhob und angestrengt lächelte, als sie sagte, dass ich eine „junge Kollegin“ sei. Irgendwas Nettes wird er wohl erwidert haben, aber die ganze Szene hat keine fünf Minuten gedauert, weil ich außerstande war, den Kuchen, der mir angeboten wurde, zu

essen! Als ich meiner Mutter, die inzwischen mit Tante und kleinem Vetter im Schwarzenberggarten gewartet hatte, Bericht erstattete, schüttelte jene Tante nur den Kopf und bemerkte, für so meschugge habe sie mich gar nicht gehalten! Ich muss also wohl einen ziemlich aufgelösten Eindruck gemacht haben ...

Ja, das war meine einzige persönliche Begegnung mit Anton Wildgans – wenn ich auch bis zu seinem Tod kaum eine seiner Vorlesungen versäumte.

Diese Erinnerungen sind ein Auszug aus dem Konzept eines kurzen Vortrags, den Erika Mitterer 1969 in der „Kleinen Galerie“ in Wien hielt. Das Manuskript befindet sich im Deutschen Literaturarchiv Marbach.